

(Nachdruck verboten.)

81

Das tägliche Brot.

Roman von C. Viebig.

Mag brummte Unverständliches. Daß sie ihn „Jüngelchen“ nannte, empörte ihn. Wußte sie nicht, daß er bald achtzehn war, so alt wie sie? Daß er ein forcher Kerl war, wollte er ihr schon beweisen. Er suchte ihren Fuß unter dem Gewirr von Beinen, das sich auf dem engen Räumchen zusammendrängte, glitt mit der Hand höher hinauf und kniff sie tüchtig in die Wade.

Mit einem hellen Schrei fiel sie rücklings über; Mine hielt sie besorgt fest und faßte zugleich nach ihrem Eierkorb, der ins Wanken geraten war.

Der Bauer drehte sich auf dem Kutschsitz um: „Nanu, was 's denn los?“

Mine war sehr böse auf den Bruder, aber Verta lachte aus vollem Halse — war das ein Spaß! Von nun an schaute sie den jungen Menschen immer mit einem schelmischen Winkeln an.

Sie erzählten sich noch dies und das; der ganze Dorf-Matsch wurde abgehandelt. Verta gab manches Späßchen zum besten — was kriegte die nicht auch alles zu sehen und zu hören! Nur als Bauer Obst auf einen Schatz anspielte, hatte sie keine Ohren.

„Das sollt mer fehlen,“ fertigte sie ihn kurz ab. „Ich weiß, wie 's zugeht, uijel! Davor bin ich meiner Mutter Tochter. Nä, nä —“ sie schüttelte sich in einem inneren Grausen — „ich will vorerst mein Leben genießen!“

Mine mußte darauf nichts zu sagen, sie verstand die andere nicht einmal. So legten sie schweigend das letzte Viertel des Weges zurück.

Die Sonne hatte den Nebel durchbrochen und stand groß und leuchtend über der Flur. Weit hinten in dem Gewirr von Strahlen lag das Heimatdorf; man konnte es längst nicht mehr sehen, und doch blickte Mine zurück, bis ihr die Augen übergingen.

Unverlaßbar teuer dünkten ihr auf einmal die weiten Felder, über die der Wind strich; von den blauen Kiefernwäldern herüber kam ein harziger Duft. Sie stieß einen Seufzer aus und zog den Duft ein, als sollte ihr die Brust springen. Die Schwalben waren schon weggezogen, leer waren die Drähte zwischen den Telegraphenstangen, auf denen sie sonst gereiht saßen — ein weißer Brustlatz neben dem andren. Aber auf der Wiese in der Niederung stand noch ein einsamer Storch, regungslos auf einem Bein. Mine hielt den Atem an — blieb der hier? Aber Verta schrie laut: „Husch, husch, puff!“ langte dem Bauer über die Schulter, ergriff die Peitsche und knallte übermütig. Da breitete der Vogel die Schwingen und flog hoch in die Luft, bis er nur mehr wie ein dunkler Fleck gegen die helle Sonnenscheibe stand.

Der blieb also auch nicht hier! Mine gähnte; sie fühlte sich durchfröstelt und übernünftig, ihr war nicht gut zu Mut. Hatte sie doch auch fast keinen Schlaf bekommen. Gestern, nach Feierabend war sie im Sonntagskleid zu den Nachbarn gegangen und hatte sich verabschiedet; heimgekehrt, hatte sie den Staat abgelegt und noch bis spät Mitternacht der Mutter den Brotteig geknetet, die Milchsaften abgerahmt, gebuttert, Brennholz gespalten und den Flur gefegt. Dann erst noch in ihrer Kammer die letzten Sachen in den Reisekorb getan, und als sie sich endlich niederlegte, beengte sie die fest schlafende Emma, mit der sie das Bett teilte. Sie hörte die Turmuhr jede Stunde schlagen; ein festes Gemisch von Freude und Schmerz nahm ihr den Schlaf.

Blau und nachdenklich sah sie auf dem Wagen, älter erscheinend, als sie in Wirklichkeit war.

Fidlers Verta dagegen traute man nicht einmal ihre achtzehn zu. Die sah blutjung aus, frisch wie eine Heckenrose und ebenso hübsch wie diese. Ihr blondes Haar glänzte seidig; sie trug es glatt aus der reinen Stirn geitrichen, nur im Nacken hatte sie sich mit der Tollschere, die die Mutter zu ihren Hauben brauchte, ein paar Lödchen gebrannt. Aus ihren klaren blauen Augen schaute sie vergnügt in die Welt; sie hatte einen Kinderblick.

Als jetzt der Wagen auf der Höhe der Chaussee angelangt war und unten in der Niederung der Warthe das Städtchen sich präsentierte, mit seinen zwei Türmen, dem Rathaus und dem Brückenbogen über den Fluß, richtete sich Verta hoch auf. Sie stieß einen Freuden schrei aus: „Siehste, da — da, das rote Haus?! Das is der Bahnhof — da is de Zesebahn, da fahren mer nach Berlin!“ Sie strahlte vor freudiger Erwartung, die blonden Haare flatterten ihr im lustigen Wind, beide Hände streckte sie aus, als wollte sie so das Glück schon ergreifen.

Mine nickte, ohne zu sprechen.

Sie fuhren durch die Kirchbaumallee, die die Hopfenanpflanzungen bis zur Stadt durchzieht. Wenig verkümmelte Blätter nur mehr an den Bäumen, und auch diese bereit, im nächsten Windstoß davon zu fliegen. Als Mine das letzte Mal hier gegangen, war's Sommer gewesen, und der Wächter, der grade kirschen pflüchte, hatte ihr ein paar Hände voll prächtiger roter Früchte geschenkt. Das Wasser lief ihr noch im Munde zusammen. Alles Blut wich ihr aus den Wangen; der Wagen, oder was da herum saß, krampfte sich zusammen.

Die ländliche Stille der Felder war zurückgeblieben; in den Scheunen der Vorstadt klapperten noch nach alt-bäuerlicher Weise die Dreschflügel, aber schon mischte sich das Gauschen einer Maschine ein. Jetzt sprühten Funken aus einer offenen Schmiede. Das Kalb entsetzte sich und hielt sich kaum mehr auf den zitternden Beinen.

Die Wagenräder ratterten über Pflaster, Fenster klirrten, Lädenklappen klingelten, ein Radfahrer kam angefaust, eine Glocke gellte. Menschen standen zur Seite, Schulkinder liefen johlend dem Wagen nach. Das Kalb stieß ein angstvolles Blöken aus, einen jämmerlichen tierischen Hilferuf.

„Salt's Maul!“ Bauer Obft hob ärgerlich die Peitsche.

Jetzt kam das Haus des Schlächters an der Ecke, mit der fettigen, trägließenden Gasse davor; Kalbsviertel und Speckseiten, Würste und blutiges Geflügel baumelten im Fenster. Die roten Gardinen der Lädenklappen flatterten in einem plötzlichen Windstoß und reckten sich lang in die Gasse wie gierige Zungen.

Die Ohren spikend, die Augen herausdrückend, stieß das zitternde Kalb einen markerschütternden Schrei aus und machte einen wilden Satz; es wäre vom Wagen gesprungen, hätte Mar es nicht noch grade bei einem Hinterbein erwischt.

„Brrr — hott, hü! Verdammtes Beest,“ schimpfte der Bauer.

„Es riecht das Blut,“ sagte Verta lachend und hob witternd das Näschen.

2.

Unterwegs hatten sie innige Freundschaft miteinander geschlossen. Mine dachte, allein hätte sie die Reise wohl nie überstanden; so lange war sie noch nie Eisenbahn gefahren. Er war sehr heiß im Coupé vierter Klasse, der Schweiß rann ihr von der Stirn. Ihr blaues Staatskleid, das für Winter und Sommer diente, engte sie ein wie ein Panzer; um all ihre Sachen gut wegzubringen, hatte sie noch einen Alltagsrock darunter gezogen. So kühl es am Morgen gewesen, so sehr stach die Septembersonne am Mittag. Die kleinen Fenster scheiben blendeten vor Glanz, man konnte kaum einen Blick hindurch werfen. Unzählige Stäubchen tanzten im Sonnenstrahl, fingerdick lag der Kohlenruß auf dem Boden, auf den Bänken, auf den Menschen. Es war Mine, als müsse sie die Luft förmlich durchbeizen; kein Atemzug ging leicht.

In Landsberg hatten sie die Ringelbahn verlassen, um über die Barthebrücke nach der Hauptbahn, deren Schienen netz sich wie ein unlösliches Gewirr nach allen Seiten spannt, zu gehen. Mine rannte hin und her, wie ein aufgeschrecktes Fuhn. Verta half ihr den Reisekorb tragen, aber er wurde ihr bald zu schwer, immer wieder mußte sie verschnauften; als sie schweißgebadet auf dem Hauptbahnhof anlangten, dampfte der Schnellzug nach Berlin eben an.

Mine war sehr bestürzt, Verta lachte; eine nette Gelegenheit, Landsberg zu besuchen! Aber den Perron zu verlassen war die andere nicht zu bewegen; stumm und steif sah sie Stunden auf ihrem Reisekorb, wendete das rotglühende Gesicht nach jener Seite, wo hinter Gleisen und Signalstangen

Sie freite Weite flimmerte, und starfte mit aufgerissenen Augen.

Nun, am Nachmittag, näherten sie sich endlich Berlin. Schon schrie Berta, die sich ungeduldig weit zum Fenster hinauslehnte, daß sie unzählige Häuser, groß wie Schlösser, Türme und Schlöte sehe; da wurde es Mine sehr angst. Die Gefährtin am Kleid zurückzerrend, haschte sie nach deren Hand: „Weib bei mer!“

Berta nickte. „Komm mit bei de Reichken, da kost's Dir ooch niicht. Ich han dersch ju gesaot, die is Vermieterin, die schafft der ooch en guten Platz. Komm mit!“

Berta schlug sich auf die Knie vor Vergnügen bei dem Vorschlag; sie wußte so wie so nicht wohin. Und wenn sie sich auch weiter keine Sorge darum gemacht — es sollte ja überall auf den Bahnhöfen stehen: „Heimathaus für stellungsuchende junge Mädchen, Stellennachweis“ — besser war's doch, mit der Bekannten zu gehen. So umarmte sie Mine, und diese drückte ihr fest die Hände.

Am Friedrichsbahnhof waren sie wie betäubt. Gedrängt, geschoben, gepufft, geschimpft, angeschrien, ausgelacht, retteten sie sich endlich aus der hastenden Menge. Hinunter auf die Straße waren sie endlich gekommen, aber da standen sie nun, an einen Pfeiler des Stadtbahnboogens gelehnt, und schauten verwirrt in das brandende Meer der Stadt.

„Göbenstraße achte, Göbenstraße achte,“ murmelte Mine unablässig — da wohnte die Xante. Aber wie kamen sie dahin? Ein trostloses Gefühl bemächtigte sich ihrer. Auch Berta war etwas kleinlaut, ihr hübsches Gesicht blaß; sie war müde, hungrig und durstig. Die paar Käseschnitten, die Mine unterwegs treulich mit ihr geteilt, hatten zwei gesunde Mägen nicht befriedigen können. Auch schmerzten sie die Arme vom Schleppen der vielen Sachen; der Bindfaden des Kartons, darin ihre größten Schätze — die rosa Bluse, der blaue Gürtel, die zwei Nachjacken mit breiter Häkerei, der gestärkte weiße Unterrock, die Pelzboa, das perlbestickte Cape, das der Bauer Freier der Mutter geschenkt, als seine Frau im Kindbett gestorben, — schnitt sie tief in die Finger.

Kein Mensch achtete auf die beiden, jeder hatte mit sich zu tun. Da kamen ein paar junge Leute vorbei, seine Herren, Berta sah, wie der Blick des einen sie streifte; instinktiv fühlte sie das Wohlgefallen in diesem Blick. Kurz entschlossen trat sie heran: „Entschuldigen Sie, können Sie uns nich sagen, wie mer nach Göbenstraße achte gehen?“

Er lächelte über ihr tiefes Erröten. „Das ist weit, zu Fuß, 'ne Stunde. Fahren Sie doch, da kommt der richtige Omnibus! Halt!“ Er hielt den Arm in die Höhe; der große Kasten mit zwei mächtigen Pferden bespannt, hielt an.

Es dauerte eine Weile, bis die Mädchen glücklich untergebracht waren; Mine hatte erst noch einen Kampf zu bestehen, der Kondukteur wollte ihren Reiseforb nicht mit aufnehmen. Ein bittender Blick Bertas entwaffnete den Gestrengen; brummend schob er den Korb unter die Treppe, die aufs Verdeck führte. Während schlüpfte Berta der Freundin nach, die mit ihrem Tierforb am Arm vierstörig in die enge Tür drängte, zwängte sich zwischen zwei junge Arbeiter, schob dem zur Linken ihr Bündel, dem zur Rechten ihren Pappkarton halb auf den Schoß und drehte den Kopf nach hinten, um durch die große Scheibe unberwandt auf die Straße zu blicken. Sie hatte nicht einmal Acht, daß der Kondukteur mit den Willetts kam. Mine mußte für sie bezahlen.

Die hatte sich gleich bei der nebenan sitzenden Frau erkundigt, was es kostete; aber die fünf Pfennige Trinkgeld, die diese ihr zu spendieren anriet, gab sie nicht.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die neu aufgefundenen ältesten menschlichen Skelettreste.

Von Dr. Ludwig Reinhardt.

II.

Nach dieser kurzen Aufzählung der wichtigsten anatomischen Merkmale können wir uns diesen primitiven Ureuropäer, der nun, wenn wir ihm begegnet wären, sehr wenig Vertrauen eingeflößt hätte, ganz gut vorstellen, wie er, jedenfalls am ganzen Körper noch stark behaart und von der Sonne gebräunt, in kleinen Hungergemeinschaften Nahrung suchend, als Sammler das Land durchzog. Hungergemeinschaft ist die ursprüngliche Bedeutung des vom

lateinischen fames (Hunger) abstammenden Wortes Familie; sie weist darauf hin, daß beim Urmenschen der Hunger ein nur zu gut bekannter Gast, ja der Normalzustand war, und die Sättigung die mit Befriedigung entgegengenommene Ausnahme war. Deshalb werden vielleicht schon jene Eiszeitalter wie die heute noch auf der Wildheitsstufe verharrenden Primitiven einen Lederriemen als sogenannten Hungergürtel getragen haben, den sie um so fester anzogen, je mehr der Magen knurrte, um das lästige Gefühl des Hungers zu bannen.

Dieses wohl älteste Garderobestück des Menschen tritt uns bereits bei der frühesten bisher bekannt gewordenen Menschendarstellung, einem aus Mammutelsternbein geschnittenen weiblichen Dol der zweiten Hälfte, d. h. der Steppenphase der letzten Zwischenzeit entgegen, das in einer Höhle Südwestfrankreichs gefunden wurde und uns diesen Niemen ganz deutlich am sonst völlig nackten Körper zeigt. Während der teilweise ein bedeutend wärmeres Klima als heute aufweisenden vorletzten Zwischenzeit ging der Mensch jedenfalls nackt. Erst mit dem Eintritt größerer Kälte gegen die folgende Eiszeit hin, die die weitaus stärkste von allen war, wird er sich einen Tierpelz von der erlegten Beute als Wärmehülse um die Schultern gehängt haben, und zwar die Fellseite nach innen und die durch Weichhaare geschmeidig und durch Einreiben mit Fett gegen das Eindringen von Wasser undurchlässig gemachte Lederseite nach außen. Höchstens wird er zum Festhalten des ihm wirt in biden Strähnen teilweise über das Gesicht hängenden Haupthaars eine Tiersehne oder einen dünnen Lederriemen um die Stirne gelegt haben.

Somit bestand sein ganzer Besitz aus einem massiven Holzknüttel, der auf kurze Distanz auch als Wurfspeer benützt wurde, und einem kurzen, an der Spitze im Feuer gehärteten oder mit einer Feuersteinspitze bewehrten Wurfspeer. Bogen und Pfeil waren ihm noch durchaus unbekannt. Höchstens bediente er sich als einfachster Schutzwehr eines primitiven Schildes in Gestalt eines Parierholzes. Statt dieser allein dem Manne zukommenden Waffen hatte die Frau als ihre wichtigste, stets auf der Wanderung mitgeführte Wehr einen gegen 1 Meter langen Grabstod, mit dem sie nicht bloß alle für sie erreichbare kleine tierische Beute loszuschlug, sondern auch die mancherlei ihr als eßbar bekannten Wurzeln und Knollen ausgrub. Der Mensch war damals durchaus kein Kostverächter, er aß vielmehr alles irgend weichen Nährwert aufweisende. Besonders war diese aus Mäusen und anderen kleinen Nagern bestehende, aber auch Eidechsen, Schlangen, Frösche, Kräupen, Käferlarven, Würmer und dergleichen umfassende Kleintierkost neben der Pflanzennahrung die Hauptnahrung der durch die Mutterschaft unbeweglicher gewordenen Frauen wie auch der unter ihrem Schutze stehenden Kinder.

Der viel leistungsfähigere Mann dagegen erstrebte für sich angenehmere Beute, indem all sein Tun und seine Gedanken auf die Erlangung größerer Wildprets gerichtet waren. Bei seiner überaus armseligen Bewaffnung, seiner geringen Körperkraft und mangelhaften Sämelligkeit im Laufen war aber solches sehr schwierig. Deshalb mußte er seinen Verstand anstrengen und zu allerlei Listen seine Zuflucht nehmen, indem er jenem Säufling und Fallen stellte und Fanggruben errichtete. Aber nur zu oft kehrte er mit leeren Händen zum Lagerplatz zurück. Dann rafften sich die Männer auf, um das friedlich äsende Wild zu beschleichen und es sich gegenseitig zuzutreiben oder nachts mit Feuerbränden zu umzingeln und die vom hellen Lichtschein geblendeten Tiere über Felsabhänge hinabzustürzen. War so Beute gemacht, so lagerte man sich darum herum, um vor allem das warme Blut zu trinken und nicht nur sämtliche Eingeweide, sondern auch Gehirn und Knochenmark lebenswarm zu essen. Auch das Fleisch wurde fast ganz roh, und zwar in unheimlichen Mengen verzehrt; bloß das schlechterdings nicht zu Bewältigende wurde am Feuer leicht geschmort, um so besser konserviert werden zu können.

Die einzelnen Herden hatten für sich abgegrenzte Reviere, in die sie keine Fremdlinge, die natürlich als Feinde galten, eindringen ließen. Solche Grenzstreitigkeiten und durch Frauenraub hervorgerufene Feindseligkeiten wurden durch Ueberfälle gerächt, wobei die getöteten Gegner in der Regel verspeist wurden. So fand der Agrar-Geologe Prof. Gorjanovic-Kramberger vor einigen Jahren in einer vollkommen zugeschnittenen Höhle bei Krapina in Kroatien an einer einzigen Feuerstelle mit allerlei nach dem Abnagen weggeworfenen Tierknochen und Feuersteinwerkzeugen von rohem Mousterienstypus gegen fünfhundert klein geschlagene und teilweise angebrannte Bruchstücke von Menschenknochen, die zehn Individuen angehört haben müssen, die hier überrumpelt, getötet und verspeist worden sind.

Dieser herzlose, grausame, aller höheren Gefühle bare Wilde, der noch sozusagen als Tier unter Tieren lebte, hatte sich doch schon so weit durch die Anfänge einer eigentlichen Kultur erhoben, daß er, wenn auch ein sehr niederer Mensch war, nicht nur besaß er die Anfänge einer Lautsprache, kannte und verwendete das Feuer, das er auch durch Reiben von zwei Holzstäben gegeneinander selbstständig zu erzeugen vermochte, wenn es ihm einmal durch widrige Umstände ausgegangen war und nicht bei freundlich gesinnten Nachbarn entlehnt werden konnte. Mit bedeutender Geschicklichkeit, die wir heutigen vollständig eingebüßt und verlernt haben, wußte er sich aus Holz und Feuerstein allerlei einfache Werkzeuge anzufertigen und besaß bereits die ersten Anfänge

religiöser Betätigung, bis wir deutlich daran erkennen, daß er seine Toten begrub.

Die Leiche wurde in der Weise bestattet, daß sie auf den Boden der Höhle gelegt und mit Erde überschüttet wurde. Der Kopf lag auf einem aus schwarzen Feuersteinen zusammengesetzten Pfaster. Die Stirne ruhte auf einem länglichen Feuersteinabschlag, gegen den sich der rechte Ueberaugenwulst so fest angepreßt hatte, daß in der auf ihm liegenden Erde ein deutlicher Abdruck davon entstand, der nach Durchtränkung mit Leim konserviert werden konnte. Ja, sogar die Form der breiten, flachen Nase ließ sich noch an der auf dem Steinpflaster liegenden Erde erkennen.

Dieses Skelett von Le Moustier, dessen Träger von Prof. Hermann Klaatsch nach seinem Fundort und Entdecker als Homo Mousteriensis Hauseri bezeichnet wurde, kann auf Grund von Berechnungen der Landabtragung in der Mittelschweiz seit dem Ende der vorletzten Zwischeneiszeit auf wenigstens 400000 Jahre zurückdatiert werden. Das ist in der Tat ein ungeheuer hohes Alter in Anbetracht dessen wir froh sein müssen, daß sich überhaupt noch Bruchstücke in dieser schon vor Anbruch der Mousterzeit völlig verschütteten Höhle bis auf unsere Tage erhielten!

Gaben wir auch in ihm die weitaus ältesten, in unberührter Bodenschicht gefundenen menschlichen Skelettreste vor uns, so sind es gleichwohl nicht die frühesten bis jetzt zutage geförderten handgreiflichen Dokumente von der Gegenwart des Menschen auf unserem Erdteile. Kurze Zeit vor diesem überaus wichtigen Funde, den wir den systematischen Grabungen des Herrn Hauser verdanken, dessen auf noch wenigstens zehn Jahre berechnete Ausgrabungen in Südwestfrankreich uns mit noch manchem bemerkenswerten Funde bekanntmachen dürften, wurde auf deutschem Gebiete eine nicht minder bedeutungsvolle Entdeckung gemacht. Zehn Kilometer südöstlich von Heidelberg wurde am 21. Oktober 1907 in einer an Tierknochen ziemlich reichen Sandgrube des Dorfes Maurer in 2,5 Meter Tiefe beim Schaufeln ein höchst merkwürdiger Unterkiefer aus dem Boden befördert, der erst beim Hinfallen entzweigend. Ziemlich viel Sand und ein längeres Kalksteingeröll war mit ihm durch eine Ausscheidung von kohlensaurem Kalk vermischt, so daß die eine Zahnreihe dadurch verdeckt war. Sofort wurde der Heidelberger Privatdozent für Anthropologie Dr. Otto Schötenack, der seit über 20 Jahren von Zeit zu Zeit die Sandgrube besuchte, benachrichtigt. Am Tage nach dem Funde kam er herbeigezogen, um ihn zu untersuchen und ein genaues notarielles Protokoll über die näheren Fundumstände aufschreiben zu lassen. Es wurden dann noch einige Tierknochen gefunden, die mit den schon früher in denselben Schichten gefundenen erwünschten Aufschluß über das annähernde Alter dieser Schwemmschicht geben. Sie bestanden aus solchen des etruskischen Nashorns, des Stenschen Pferdes und des Anelefanten, Tieren, die zu Ende des letzten Tertiarabschnittes, d. h. des Pliozäns und zu Beginn der Eiszeit hier gelebt hatten. Diesem also aus Grenzschieben zwischen Tertiar und Diluvium stammenden Unterkiefer fehlen durchaus alle Merkmale, die ihn zu einem menschlichen Stempel würdigen; einzig die vollzählig erhaltenen Zähne lassen uns keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß er einem Menschen und keinem Menschenaffen angehört. Er ist noch sehr viel tierischer gebildet als der des Achenléenjagers von Le Moustier und muß dem Vertreter einer weit primitiveren Menschengattung angehört haben, die der gemeinsamen Wurzel der von Karl von Linné als Primaten oder Cercantiere bezeichneten obersten Säugetiergruppe der Menschenaffen und des Menschen noch sehr viel näher stand als jener. Welche enorme Dicke und Brutalität weisen nicht nur die Kieferäste, sondern auch die Kronen- und Selenkorsfänge auf! Wie ganz den Verhältnissen bei den Menschenaffen entsprechend ist diese Sinnbildung! Der Träger dieses Unterkiefers kann noch kaum über die ersten Anfänge einer Sprache hinausgekommen sein, hatte sich auch noch nicht das Feuer untertan gemacht, schlug indessen bereits die allereinfachsten Werkzeuge aus Feuerstein, allerdings ohne die geringste Formgebung und so roh, daß es für die Forscher die größte Mühe kostete, bis ihre Anelefraktur an gewissen Merkmalen sicher festgestellt werden konnte. Um anzudeuten, daß diese überaus primitiven Feuersteinwerkzeuge, die nur in manchen Gegenden, so besonders in Nordfrankreich und Belgien gefunden werden, die Vorgänger der menschlichen Kultur anzeigen, hat man sie in Gegensatz zu den viel besser als solche Kunstprodukte erkennbaren paläo- und neolithischen Feuersteinwerkzeuge als Colithen, d. h. Morgenrösteine, bezeichnet.

Nach vor kurzem halte man geglaubt, daß erst die Neolithiker, die wenige Jahrtausende vor der Gegenwart in Europa lebten, die Totenbestattung bei uns geübt hätten. Da fand man einige Fälle, in denen zweifellos schon die Mammut- und Mennliertjäger der frühen Acheiszeit, ja, in einem Falle sogar die nach dem Fundorte Solutré bei Yvon im Rhonetal als Solutréenjäger bezeichneten Bewohner Europas während der Steppenphase gegen das Ende der letzten Zwischeneiszeit diese Sitte betätigt hatten. In letzterem Falle fand man im Lössboden, den Staubstürme damals zusammengeweht hatten, in der Stadt Brunn in Mähren ein offenbar mit allerlei Amuletten aus Muschelschalen behangenes männliches Individuum mit Beigabe eines roh aus Mammutelfenbein geschnittenen männlichen Idoles auf dem Rücken liegend bestattet. Nun aber beweist der jüngste glückliche Fund des Herrn Hauser aus der kleinen Höhle von Le Moustier, daß schon der Achenléenjäger

aus dem Ende der vorletzten Zwischeneiszeit seine Toten wenn auch primitiv genug bestattete. Diese außerordentlich wichtige Feststellung rückt die ersten Anfänge der religiösen Gefühle um mehrerer Jahrhunderttausende zurück! Wer selbst unter den Sachverständigen hätte eine solche Offenbarung auch nur entfernt erwartet!

Zweifellos ist die Religion der Furcht entsprungen, insbesondere der Furcht vor allem unerklärlichen Geschehen — und was überhaupt unter allem, das dem Menschen täglich widerfährt, konnte er sich auf natürlichem Wege erklären? Und je beschränkter seine Einsicht in das natürliche Geschehen, in alle Vorgänge um ihn herum ist, um so üppiger wuchern in seiner Phantasie allerlei Vorstellungen von übernatürlichen Dingen, mit denen er sich alles für ihn Unbegreifbare zu erklären sucht. Besonders auf die Erfahrungen des Traumlebens gestützt, wonach ein unsichtbares Etwas den Körper des ruhig im Schlafe Daliegenden zu verlassen scheint, um in weiter Ferne allerlei Abenteuer zu bestehen und sogar mit Verstorbenen zu verkehren, nimmt er an, daß dieses allerdings Unsichtbare und Ungreifbare, aber dennoch sicher als vorhandene Anzunehmende über den Tod hinaus, auch nach dem Vergehen der körperlichen Hülle, weiterlebt. Weil es sich zu Lebzeiten des Körpers im Atem offenbarte und ihm mit dem letzten Hauche verließ, so bezeichnete es der Grieche als pneuma, der Römer als anima, was beides Hauch, aber auch — in übertragener Bedeutung — Geist der Seele heißt. Danach wurde der Geistesglaube, der sich als primitivste Art der Religion bis in die Gegenwart bei den wilden Völkern der Erde erhielt, von der Wissenschaft als Animismus, früher auch von den Portugiesen, die ihn bei den Negersstämmen Afrikas kennen lernten, nach den von ihnen dabei gebrauchten Idolen und Amuletten nach dem portugiesischen Worte dafür — seitigo, aus dem lateinischen sacritius künstlich gemacht — als Fetischismus bezeichnet.

Ein Tag in der Berliner Anatomie.

Nördlich von der Weidendammer Brücke liegt ein riesiges Häuserquadrat, umrahmt von der Friedrichs-, Karl- und Luisenstrasse. Rings brandet die unermüdlische Hochflut des hauptstädtischen Lebens. Aber nur verworrenes Geräusch walt über die Häusermauern hinüber in den Park, der sich im Innern befindet. Hier herrscht melancholische Stille, und in das ferne Murren des Straßenlärms mischt sich nur dann und wann ein heiseres Hundegebell aus dem Köterhospital oder von der Philippstraße her der dünne, blecherne Klang einer Kapellenglocke, wenn sie ihre gequälte Stimme erhebt. Mitten durch schießt die Panke, an der bekanntlich Verbit liegt; mächtige weiße Nebel brodeln aus ihr empor. Unter den Gebäuden, die im Park verstreut liegen, ist das größte die Anatomie, ein romanischer Ziegelrohbau aus den siebziger Jahren, mit trübseliger Fassade. Hier ist der geheimnisvolle Ort, den der junge Mediziner mit Fagen betritt, um die Gefüge in der Werkstatt der Natur kennen zu lernen. Hier ist der Schreckensort, von dem das Publikum nur mit Grinsen spricht, während es doch gar zu gern einmal hineinschauen würde. Aber dem Laien ist diese Halle verschlossen. Zwar geht in jedem Semester die Mär, ein Theologe hätte sich heimlichertweise eingeschlichen und wäre beim Anblick einer grün angelautenen Leiche in Ohnmacht gesunken: aber das ist sicher Falschheitengeltisch, und die Mediziner sind auf die Theologen überhaupt nicht gut zu sprechen.

Das Institut zerfällt im wesentlichen in die Seziersäle parterre und in die Demonstrationsäle, Hörsäle und Sammlungen im ersten Stock. Der Hörsaal ist ein hoher, amphitheatralischer Raum. Ueber vierhundert Sitzplätze verlaufen in zehn bis zwölf Reihen übereinander, so daß man von jeder Stelle aus bequeme Uebersicht genießt. Unten, sozusagen in der Arena, steht ein langer, auf Schienen beweglicher, gläserner Tisch, zur Demonstration der Leichen. Dahinter große Tafeln zum Zeichnen, Abbildungen, Modelle menschlicher Organe, Skelette, allerhand Präparate, getrocknet und in Spiritus. Ein Dunst von Alkohol lagert über dem Ganzen. Von oben her dringt das blendende Tageslicht bis in den entlegensten Winkel, oder Vogenlampen bestrahlen die Szenerie. Der hell und freundlich gestrichene Raum macht durchaus keinen unheimlichen Eindruck. Zumal, wenn die akademische Jugend sich in Scharen hineindrängt, um den Geheimrat Waldayer zu hören. Schon früh um acht, im Sommer um sieben, rücken die Wissensdurstigen an. Das Auditorium füllt sich, selbst die Gänge zwischen den Sitzreihen werden in Desolag genommen. Mit Pesten jeden Formats und Buntstiften jeden Kalibers harren die Studenten auf den Eintritt des Gelehrten. In diesem Winter, der auch den Frauen die Zulassung zum Studium brachte, sieht man sie in eifriger Erwartung zwischen ihren männlichen Kollegen. Aus dem allgemeinen fröhlichen Geplauder vor Beginn der Vorlesung könnte ein aufmerksames Ohr die Laute sämtlicher europäischen und einiger exotischen Sprachen heraus hören. Besonders zahlreich sind Russen und Amerikaner vertreten, und Japan entsendet alljährlich ein immer größeres Kontingent.

Mit dem „akademischen Viertel“ erscheint der berühmte Anatom mit dem stattlichen weißen Vollbart auf dem Platz. Er ist ein ängstlich sympathische, gewinnende Erscheinung. Er trägt einen einfachen, schwarzen Rock, der stets bis oben zugeknöpft ist. Nun be-

gibt er seinen Vortrag, vollständig frei, nur zuweilen einen Blick auf seine Notizen werfend, in klarer, fließender Sprache hier und da einen wohlgefügten Scherz einmischend. Alle Ohren spitzen sich jetzt, und alle Zeichenstifte setzen sich in Bewegung. Denn wie glänzend auch die Medergabe des Professors sein mag, bedeutender noch ist seine Kunst, mit bunter Kreide auf den Niesentafeln die mannigfachen und komplizierten Organe des menschlichen Körpers vor den Augen der Zuhörer erstehen zu lassen. Um zehn, halb elf ist die Vorlesung samt einer Demonstration des eben Geschilderten an frisch präparierten Leichen beendet. Dann wird das Frühstück hervorgekramt und mit der dampfenden Zigarette im Mundwinkel schlendern die künftigen Aerzte in die Seziersäle. Denn nun beginnt die eigentliche saure Tagesarbeit.

Zu diesem Zweck kleidet man sich in der Garderobe erst um. Jrgendein längst ausgedienter Flaus mit zerstoßenen Ellenbogen und zerstücktem Rockfutter, der früher in der „Bude“ die Stelle des mangelnden Bettvorlegers vertrat, wird angelegt, man drapiert sich mit einer großen Schürze aus Wachstuch, füllt dito Aermel über, die einst in jungfräulicher Schwärze glänzten, jetzt aber von Fett- und Blutgerinself verschmiert sind. Das Besied in der Rechten, eilt man zum Wandregal, wo die „Präparierleiche“ lagert. So ein Wandregal gewährt einen wenig erbaulichen Anblick, und wer die Sachlage nicht mit dem unverwundlichen Humor der Jugend betrachtet, könnte leicht ein gelindes Unbehagen in der Magenegend dabei verspüren. Mehr oder minder zerfleischte Beine lagern einträchtig neben halbierten Köpfen; hier ragt eine fahle, ingrimmig gekämpfte Hand heraus, dort öffnet ein vom übrigen Körper getrennter Brustkorb sein Inneres dem Beschauer. Einwärts baumeln ausgeblauene Darmstücke im Luftzuge. Man placiert nun seine sämtlichen Kadaverteile so gut es gehen will, auf den großen hölzernen Tischen, die die Mitte des Raumes einnehmen, und vertieft sich eifrig in die Zergliederung, um das zu finden, was man gelehrt bekam. Das ist freilich nicht so einfach. Jedes Muskelbündelchen soll sauber herausgearbeitet werden, jede Sehnenfaser bligblank daliegen. Und erst in dem Wirrsal der Nerven finde sich einer zurecht. Die lateinischen Namen sind an den Leichen leider nicht gleich mitaufgedruckt, wie in dem anatomischen Atlas, wo das alles so spielend leicht aussieht. Da rennt man verzweifelt umher und sucht bei guten Freunden und getreuen Nachbarn vergeblich Rat. Ein eben anlangender Kollege, der noch keine Finger hat, muß dazu herhalten, einem schnell einen frischen Glimmstengel zwischen die Zähne zu praktizieren. Schließlich kommt der Herr Professor zur Inspektion, und schlägt die Hände über den Kopf zusammen; man hat eben wieder alles zerfäbelt, was kunstgerecht erhalten bleiben sollte. Und während man todsicher auf eine glänzende „Abnahme“ seines Kunstwerks gerechnet hat, wird man schände „abgestochen“ und heimgeleuchtet und dazu verurteilt, im Schweiß seines Angesichts noch einen weiteren Tag über dem Präparat zu hocken. Manchmal aber findet die Sache Gnade vor den Augen des Gewaltigen und man darf sich die wohlsezierte Hand oder das Schultergelenk zur Belohnung einpacken und mit nach Hause nehmen. Dort wird das Ding in Spiritus gestellt, zum Entsetzen der Frau Wirtin, deren Kinder nicht müde werden, glänzenden Auges die seltsamen Raritäten auf dem Schrank zu bewundern.

Kleines feuilleton.

Kulturhistorisches.

Wie die alten Deutschen zu ihren Hosen kamen. Im letzten Heft der „Zeitschrift für deutsche Philologie“ hat der Kieler Germanist Professor K a u s s m a n n eine Abhandlung „Zur ältergermanischen Volkstracht“ veröffentlicht, die u. a. über die Frage, wie bei unsren Ahnordern die verschiedenen Formen der Hosen zur Einführung gelangten, interessante Angaben enthält. Von Verschiedenheit der Hosen ist dabei nicht nur im tatsächlichen, sondern auch im geschichtlichen Sinne die Rede, insofern die beiden wichtigsten Hosenformen, die kurze „Kniehose“ und die lange Hose, verschiedenen Ursprungs sind und zu verschiedenen Zeiten von den Germanen übernommen wurden. In der ältesten, vorgeschichtlichen Zeit waren Hosen in unserem Sinne den Germanen überhaupt unbekannt. Sie besaßen zwar das Wort, bezeichneten aber damit keine Beinhüllen heutiger Form, sondern lediglich hülsen- oder schotenförmige, aus losen Lappen gebildete Unterhosenhüllen, die mit Schnüren umwickelt an die Waden angelegt wurden. Diese Hosen waren zum Teil aus Wolle oder Leinen; außerdem aber gab es ebensolche „Weinbergen“ aus Leder, die wohl ein Trachtstück der berittenen Wehrmänner bildeten und ihre behaarte Seite nach außen lehrten; man hätte also diesen Germanenkriegern kein Unrecht getan, wenn man sie „Rauhbeine“ genannt hätte. Diese Hosen waren zumeist aus Rinds- oder Vochsleder, und es ist zweifellos noch ein Nachklang aus jener ältesten Zeit, wenn der Niederdeutsche das „Paar Hosen“, an dem der Sprachgebrauch ja auch trotz der heutigen Form dieses Kleidungsstückes hartnäckig festhält, als „Bucke“ = buckhose (vergl. englisch buckskin) bezeichnete. Ein weiteres althochdeutsches Wort für dieses Kleidungsstück war „Fizzel“ oder „Fezzel“, das wahrscheinlich mit

der „Fessel“ der Pferde zusammenhängt und sich in bayerisch-österreichischer Mundart bis heute als „Fösel“ in der Bedeutung „Wadens-trumpf“ erhalten hat. Das germanische Wort für das die Oberschenkel bedeckende Kleidungsstück war das noch heute in verschiedenen Mundarten erhaltene „Bruch“ (vergl. englisch „brooches“), das aber ebenfalls keine Hose, sondern eher ein (dem schottischen Kilt ähnliches?) Schamttuch bezeichnete. Die erste Form, in der die Hose bei den Germanen getragen wurde, ist weder aus diesem noch aus jenem Kleidungsstück hervorgegangen, sondern wurde zweifellos von den Germanen ebenso wie von den Römern aus Gallien entlehnt, wo die enge Kniehose nach den vorhandenen Zeugnissen schon früh — wenigstens seit dem 3. Jahrhundert vor Chr. — in Gebrauch war und das in den lateinischen Quellen als das „bestio Gallien“ (Gallia braccata) erscheint. Diese Hosenform war längstens zur Völkerwanderungszeit bei den Germanen allgemein angenommen, die auf sie das alte Wort „Bruch“ (brök) übertrugen. Gleichfalls aus dem Ausland endlich, aber aus weiter Ferne, stammt die jüngste Hosenform der Germanen, nämlich die lange Hose; sie stammt aus Südosteuropa, und zwar von parthischen oder sarmatischen Völkern, die sie allerdings nicht in eng anliegender, sondern in morgenländischer Form seit alter Zeit trugen. Der römische Schriftsteller Lucan erzählt ausdrücklich von dem Germanenstamm der Bangronen, daß diese die Sarmaten im Tragen ihrer Hosen nachahmten; und von dem Longobardenkönig Adebald von Benevent (616—626) wird berichtet, daß er zuerst „parthische“, d. h. lange Hosen angelegt habe. Das waren freilich weit vorgezogene und versprengte deutsche Stämme; zu den Germanen des heutigen Deutschlands scheinen die langen Hosen durch Vermittelung der Quaden und Markomannen gedungen zu sein, die an jene Völkerstaaten angrenzten und die dann vermutlich dem langen morgenländischen Kleidungsstück die ihrer Hose ähnliche, im ganzen Abendlande durchgedrungene enge Form gaben.

Statistisches.

Das neueste „Signalement“ unserer Erde. Das „Bureau des Longitudes“ in Paris veröffentlicht sein Jahrbuch für 1909. Dieses wissenschaftliche Dokument enthält in diesem Jahre zum erstenmal eine Art „Signalement“, sozusagen eine offizielle Beschreibung unserer Erde in ihrem gegenwärtigen Zustand. Man findet da eine ganze Reihe neuer Zahlen, die man sich wird einprägen müssen, da sie fortan die Basis unserer geographischen Kenntnisse bilden dürften. Zuerst etwas über die Zahl der Bewohner der Erde. Ueber diesen Punkt sind die Gelehrten so ziemlich einig und die einzelnen Angaben variieren „nur“ um einige hundert Millionen. Das Jahrbuch des „Bureau des Longitudes“ nimmt, nach den Berechnungen des Herrn Levasseur, an, daß auf der Erde 1 Milliarde 626 Millionen Menschen wohnen. Es werden dann aber gewissenhaft noch andere Zahlen angegeben: die Supans, der 1 Milliarde 435 Millionen Erdenbewohner annimmt, die Jurafschek, die sich auf 1 Milliarde 538 Millionen bezieht, und die Sundbergs, der der Erde eine Bevölkerung von 1 Milliarde 629 Millionen gibt. Diese Bevölkerungszahl ist folgendermaßen verteilt: Britisches Reich 403 Millionen Einwohner; Chinesisches Reich 350 Millionen Einwohner; Russisches Reich 162 Millionen Einwohner; Vereinigte Staaten 98 Millionen Einwohner; Frankreich 81 Millionen Einwohner; Deutsches Reich 78 Millionen Einwohner; Japan und Korea 62 Millionen Einwohner; Oesterreich-Ungarn 60 Millionen Einwohner; Ottomanisches Reich 38 Millionen Einwohner; Italien 36 Millionen Einwohner; Belgien und Kongostaat 27 Millionen Einwohner; Spanien 20 Millionen Einwohner usw. Diese Zahlen umfassen natürlich Kolonien, die annectierten Länder und die Schutzgebiete. Nun zu den Großstädten der Welt, worunter nur solche Städte zu verstehen sind, die mindestens eine Million Einwohner haben: London und seine Vorstädte 7 021 800 Einwohner; New York 4 113 000 Einwohner; Paris 3 763 000 Einwohner; Chicago 2 049 000 Einwohner; Berlin 2 040 000 Einwohner; Wien 2 000 000 Einwohner; Tokio 1 819 000 Einwohner; Philadelphia 1 442 000 Einwohner; Petersburg 1 429 000 Einwohner; Moskau 1 359 000 Einwohner; Konstantinopel 1 106 000 Einwohner; Buenos-Aires 1 084 000 Einwohner; Peking 1 000 000 Einwohner. Der höchste Punkt unserer Erde ist der Gipfel des Mount-Everest in Asien, welcher 8840 Meter hoch ist. Der höchste Berg in Amerika ist der Aconcagua mit 7040 Meter; in Afrika ist der höchste Gipfel der Kilimandscharo mit 6010 Meter; in Europa ist am höchsten der Elbrus mit 5629 Meter. Neben dem Mount-Everest ist der Mont-Blanc mit seinen 4810 Metern nur ein Zwerg. Die längsten Flüsse sind: in Afrika der Nil mit 6400 Kilometer; in Amerika der Amazonasstrom mit 5500 Kilometer; in Asien der Jenissei mit 5500 Kilometer; in Europa die Wolga mit 3400 Kilometer. Der größte der Ozeane ist der Stille Ozean mit 170 Millionen Quadratkilometern; der Atlantische Ozean hat nur 100 Millionen Quadratkilometer. Man sieht also, daß in geographischer Hinsicht Europa immer an letzter Stelle steht; es hat aber eine Rebanche, da es in dem Eiffelturm mit seinen 300 Metern das höchste Bauwerk besitzt, das von Menschenhand errichtet worden ist. Dem Eiffelturm folgen: der Obelisk von Washington mit 169 Meter; die Pöle Antonelliana in Turin mit 164 Meter; die Türme des Kölner Domes mit 156 Meter; die Turmpitze der Domkirche von Rouen mit 150 Meter.